

2 René Descartes: Das denkende Ich als Grundlage des Erkennens

Im 17. Jahrhundert ereignet sich ein großer Umschwung in der Philosophie. Diese Richtungsänderung wird durch den Franzosen René Descartes (1596–1650) angestoßen. Vorangegangen ist eine Krisensituation in fast allen Lebensbereichen, die mittelalterliche Welt ist in Auflösung begriffen. Die Erkundung und Eroberung der Erde durch die Europäer ist im vollen Gange; am Ende steht ein Völkermord an den Indianern und die Versklavung vieler Menschen Afrikas. Die christliche Religion büßt nicht nur zunehmend politische Macht ein, sondern auch den Alleinvertretungsanspruch in geistigen Fragen. Eine große Verunsicherung im Hinblick auf die allgemeinen Lebensverhältnisse geht also einher mit einem neu erwachten Pionier- und Experimentiergeist. Das Zutrauen in die eigene Leistungsfähigkeit – auch in die menschliche Vernunft – wächst.

In seiner Jugend hat sich Descartes in der mittelalterlichen Philosophie kundig gemacht, an vielen Stellen in seinem Werk ist ihr Einfluss noch erkennbar. Die moderne Naturwissenschaft steht erst am Anfang ihrer Entwicklung, Galilei und Kepler sind Zeitgenossen von Descartes. Für seine Philosophie hat die Naturwissenschaft aber keinen hohen Stellenwert. Ganz anders verhält es sich mit der Mathematik. Descartes gelangt zu neuen Erkenntnissen in der analytischen Geometrie. Der fragwürdigen Philosophie steht eine Mathematik gegenüber, die sich offensichtlich aus gesicherten Erkenntnissen zusammensetzt. Ihre Existenz macht Mut, dass der menschliche Geist, bloß auf sich gestellt, auch in der Philosophie zu fundiertem Wissen gelangen kann. Außerdem fördert der Zeitgeist die Bereitschaft, auch in der Philosophie „ausgetretene Pfade“ zu verlassen und einen Neuanfang zu wagen. Damit ist der Ausgangspunkt von Descartes philosophischem Hauptwerk, den „Meditationen“, beschrieben.



Descartes beim morgentlichen Philosophieunterricht am Hof der schwedischen Königin Christine. Gemälde von Pierre-Louis Dumesnil d. J. (Ausschnitt). Schloss Versailles

2.1 Die Herleitung des cogito als absoluter Gewissheit

Erste Meditation:

Woran man zweifeln kann

1. Schon vor Jahren bemerkte ich, wie viel Falsches ich von Jugend auf als wahr hingenommen habe und wie zweifelhaft alles sei, was ich später darauf gründete; darum war ich der Meinung, ich müsse einmal im Leben von Grund auf alles umstürzen und von den ersten Grundlagen an ganz neu anfangen, wenn ich später einmal etwas Festes und Bleibendes in den Wissenschaften errichten wollte. Dies schien mir aber eine ungeheure Aufgabe zu sein und so wartete ich jenes reifen Alter ab, auf das kein für wissenschaftliche Forschungen geeigneteres folgen würde. Darum habe ich so lange gezögert, dass ich jetzt eine Schuld auf mich laden würde, wenn ich die Zeit, die mir zum Handeln noch übrig ist, mit Zaudern vergeuden wollte. Da trifft es sich sehr günstig, dass ich heute meinen Geist von allen Sorgen losgelöst und mir ungestörte Muße verschafft habe. Ich ziehe mich also in die Einsamkeit zurück und will ernst und frei diesen allgemeinen Umsturz aller meiner Meinungen vornehmen.

2. Dazu wird es indessen nicht nötig sein, dass ich allen die Falschheit nachweise; dies könnte ich vielleicht niemals erreichen. Da ja schon die Vernunft anrät, bei nicht ganz gewissen und zweifelsfreien Ansichten uns ebenso sorgfältig der Zustimmung zu enthalten wie bei solchen, die ganz sicher falsch sind, so reicht es für ihre Verwerfung insgesamt aus, wenn ich in einer jeden irgendeinen Anlass zum Zweifeln finde. Auch braucht man sie darum nicht einzeln durchzugehen; das wäre eine endlose Arbeit. Da ja bei der Untergrabung der Fundamente alles, was darauf gebaut ist, von selbst zusammenstürzt, werde ich unmittelbar die Prinzipien selbst angreifen, auf die alles sich stützte, was ich früher für wahr hielt.

3. Alles nämlich, was ich bis heute als ganz wahr gelten ließ, empfang ich unmittelbar oder mittelbar von den Sinnen; diese aber

habe ich bisweilen auf Täuschungen ertappt und es ist eine Klugheitsregel, niemals denen volles Vertrauen zu schenken, die uns auch nur ein einziges Mal getäuscht haben.

4. Indessen, wenn uns auch die Sinne zuweilen über kleine und fernerliegende Gegenstände täuschen, so ist doch an den meisten andern zu zweifeln gar nicht möglich, ungeachtet ihres sinnlichen Ursprungs; so z. B., dass ich hier bin, am Ofen sitze, meinen Winterrock an habe, dieses Papier hier mit den Händen berühre und dergleichen. Mit welchem Recht könnte ich leugnen, dass diese Hände, dieser ganze Körper mein sind? – ich müsste mich denn mit gewissen Verrückten vergleichen, deren Gehirn ein hartnäckiger melancholischer Dunst so schwächt, dass sie unbeirrt versichern, sie seien Könige, während sie ganz arm sind, oder sie trügen Purpur, während sie nackt sind, oder sie hätten einen Kopf von Ton oder seien ganz Kürbisse oder aus Glas geblasen. Allein das sind Wahnsinnige, und ich würde ebenso verrückt erscheinen, wenn ich auf mich anwenden wollte, was von ihnen gilt.

5. Gut so! Aber bin ich denn nicht ein Mensch, der nachts zu schlafen pflegt und dann alles das, und manchmal noch viel Unglaublicheres, im Traum erlebt wie jene im Wachen? Wie oft erst glaube ich gar nachts im Traume ganz Gewöhnliches zu erleben; ich glaube hier zu sein, den Rock anzuhaben und am Ofen zu sitzen – und dabei liege ich entkleidet im Bett! Jetzt aber schaue ich sicherlich mit ganz wachen Augen auf dieses Papier. Dieser Kopf, den ich bewege, ist nicht vom Schlaf umfungen. Mit Überlegung und Bewusstsein strecke ich diese Hand aus und empfinde dies auch. So deutlich würde ich nichts im Schlaf erleben. Ja, aber erinnere ich mich denn nicht, dass ich auch von ähnlichen Gedanken in Träumen getäuscht worden bin? Während ich aufmerksamer hierüber nachdenke, wird mir ganz klar, dass nie



René Descartes

1596–1650

„Ich roste, also bin ich“ – diese sicher originelle Aufschrift auf einem betagten Studentenauto variiert den bekanntesten Satz Descartes' doch gar zu freizügig: Dem zweifelnden Ich der cartesischen „Meditationen“ sind nämlich ausgedehnte Körper wie Autos in ihrer Existenz ebenso ungewiss wie der materielle Vorgang des Rostens. Aufschluss über die Existenz des Ich kann allein das Denken geben.

Der schon sehr früh dem Denken zugeneigte Descartes wurde 1596 geboren und besuchte das Jesuitenkolleg in La Flèche, die damalige Eliteschule Frankreichs. Wegen seiner schwachen körperlichen Konstitution durfte er dort morgens im Bett bleiben und meditieren, eine Angewohnheit, die er sein Leben lang beibehielt. Nach dem Erwerb eines juristischen Examens in Poitiers ging Descartes 22-jährig zur militärischen Ausbildung nach Holland und fasste dort den Entschluss, sich mathematisch weiterzubilden. So landete er schließlich in Ulm, damals ein Zentrum der Mathematik. Drei Träume zeichneten dort – wie Descartes deutete – sein weiteres Leben als Wissenschaftler vor, das ihn, nach weiteren Reisen innerhalb Europas, ins geistige Zentrum Paris führte.

Ab 1628 zog Descartes sich nach Holland zurück und hoffte, dort ungestört durch den Dreißigjährigen Krieg und die Anfeindungen der katholischen Kirche seinen Studien nachgehen zu können. Denn 1632 wurde Galilei der Ketzerei angeklagt, weil er die Sonne in den Mittelpunkt des Alls gesetzt hatte, und in Frankreich stand auf ein Philosophieren außerhalb der Bibel und der Kirchenväter die Todesstrafe. Deshalb wechselte Descartes in Holland mehrfach den Wohnort und korrespondierte über Deckadressen. 1637 erschien sein erstes Hauptwerk, der „Discours de la Méthode“, 1641 sein wichtigstes, die „Meditationes de prima Philosophia“. Beide Werke beanspruchen, ein völlig neues Fundament der Philosophie und aller Wissenschaft gelegt zu haben.

Königin Christine von Schweden lud den inzwischen bekannten Philosophen an ihren Hof, um von ihm täglich vor den Regierungsgeschäften Philosophieunterricht zu erhalten. Im Herbst 1649 kam Descartes der Einladung nach langem Zögern nach und bereits am 11. Februar 1650 starb er dort in Schweden. Ob der Philosoph das tägliche frühe Aufstehen im harten schwedischen Winter nicht verkraftete oder ob er vergiftet wurde, worauf neuere Untersuchungen seines Totenschädels hinweisen, ist bis heute nicht endgültig geklärt.

durch sichere Merkmale der Schlaf vom Wachen unterschieden werden kann, und dies macht mich so stutzig, dass ich gerade dadurch fast in der Meinung zu träumen bestärkt werde.

95 6. Wohlan denn, wir träumen, und unwahr sollen alle jene Einzelheiten sein: dass wir die Augen öffnen, den Kopf bewegen, die Hände ausstrecken, ja sogar, dass wir solche Hände, überhaupt solch einen Körper haben! Gleichwohl aber müssen wir eingestehen, dass uns im Schlaf gleichsam gewisse Male-
100 reien erschienen sind, die nur nach dem Vorbilde wirklicher Dinge gebildet werden konnten, und dass darum wenigstens im All-
105 gemeinen Augen, Kopf, Hände und der ganze Körper nicht als eingebildete, sondern als wirkliche Dinge existieren. Denn es können ja selbst die Maler nicht einmal dann, wenn
110 sie Sirenen und Satyrissen¹ in den ungewöhnlichsten Gestalten zu schaffen suchen, diesen in jeder Beziehung neue Eigentümlichkeiten beilegen; sie vermischen vielmehr lediglich Glieder verschiedener Geschöpfe
115 miteinander.

Ja, selbst wenn sie sich vielleicht etwas so Neues ausdenken, dass man überhaupt nie Ähnliches gesehen hat, also etwas völlig Erdichtetes und Unwahres, so müssen doch sicher-
120 lich mindestens die Farben wirklich sein, mit denen sie es darstellen. Wenngleich daher auch Augen, Kopf, Hände und Ähnliches im Allgemeinen bloße Einbildungen sein könnten, muss man doch aus ebendem-
125 selben Grunde wie oben anerkennen, dass notwendigerweise wenigstens irgendetwas anderes noch Einfacheres und Allgemeineres wirklich sein müsse, aus dem – gleich wie
130 aus den wirklichen Farben – alle jene wahren oder unwahren Bilder von Dingen gestaltet werden, die in unserem Bewusstsein vor-
handen sind.

7. Dazu gehört anscheinend die Natur des Körpers im Allgemeinen und seine Ausdehnung, desgleichen die Gestalt der ausge-
135 dehnten Dinge, ferner die Quantität, d. h. ihre Größe und Anzahl; ebenso der Ort, an

dem sie sind, die Zeit, während der sie dauern, und Ähnliches.

8. Somit könnten wir hieraus wohl zu Recht
140 schließen, dass die Physik, die Astronomie, die Medizin und alle anderen Wissenschaften, die von der Betrachtung der zusammen-
gesetzten Körper abhängen, wenigstens zweifelhaft seien, während die Arithmetik,
145 Geometrie und vergleichbare, die lediglich die einfachsten und allgemeinsten Dinge behandeln und sich wenig darum kümmern, ob diese in Wirklichkeit da sind oder nicht, etwas Sicheres und Unzweifelhaftes enthal-
150 ten². Denn ob ich nun schlafe oder wache: Zwei und drei geben zusammen fünf und das Quadrat hat nicht mehr als vier Seiten. Es scheint unmöglich, dass so offenbare Wahrheiten in den Verdacht der Falschheit
155 geraten könnten.

9. Nun ist aber meinem Geist eine gewisse althergebrachte Meinung eingeprägt, es gebe nämlich einen Gott, der alles vermag; von ihm sei ich, so wie ich da bin, geschaffen wor-
160 den. Warum aber soll dieser es nicht etwa so eingerichtet haben, dass es überhaupt gar keine Erde, keinen Himmel, nichts Ausgedehntes, keine Gestalt, keine Größe, keinen Ort gibt und dass trotzdem alles dies mir ge-
165 nau so wie jetzt da zu sein scheint? Wäre es nicht sogar möglich, dass ich mich irre, sooft ich zwei und drei addiere oder die Seiten des Quadrats zähle oder bei irgendetwas anderem, womöglich noch Leichterem; ganz wie
170 meiner Meinung nach die Leute bisweilen in Sachen irren, die sie aufs Allergenaueste zu kennen meinen? Vielleicht hat Gott gar nicht gewollt, dass ich solcher Täuschung anheim-
175 falle, heißt er doch der Allgütige. Allein wenn es seiner Güte widersprochen hätte, mich so zu schaffen, dass ich immer getäuscht werde, so würde es auch mit seiner Güte unvereinbar scheinen, dass ich in Einzelfällen ge-
180 täuscht würde; und doch ist dies gerade der Fall.

10. Vielleicht aber gibt es Menschen, die lieber einen so mächtigen Gott leugnen, als zu glauben, dass alle andern Dinge ungewiss

185 seien. Wir wollen ihnen nicht entgegentre-
ten und einmal zugeben, alles über Gott Ge-
sagte sei erdichtet [...]: Da Täuschung und
Irrtum Unvollkommenheiten zu sein schei-
nen, wird es umso wahrscheinlicher sein,
190 dass ich aus Unvollkommenheit immer irre,
je weniger Macht jene dem Urheber meiner
Entstehung zuschreiben. Gegen diese Grün-
de habe ich in der Tat nichts einzuwenden
und bin schließlich zu dem Geständnis ge-
200 zwungen, dass man an allem, was ich einst
für wahr hielt, zweifeln könne, und zwar
nicht aus Unbedachtsamkeit und Leicht-
sinn, sondern aus triftigen, wohl überlegten
Gründen. Will ich daher etwas Sicheres fin-
den, so muss ich mich bezüglich dieser Mei-
nungen künftig ebenso sorgfältig der Zu-
stimmung enthalten, als hätten wir es mit
offenbar Falschem zu tun. [...]

205 12. Ich will also annehmen, dass nicht der
allgütige Gott, der die Quelle der Wahrheit
ist, sondern ein ebenso böser wie mächtiger
und listiger Geist all sein Bestreben darauf
richtet, mich zu täuschen; ich will glauben,
210 dass der Himmel, die Luft, die Erde, die Far-
ben, die Gestalten, die Töne und alles außer-
halb von uns nur das Spiel von Träumen sei,
durch die er meiner Leichtgläubigkeit nach-
sieht. Mich selbst will ich so ansehen, als hät-
te ich keine Hände, keine Augen, kein
215 Fleisch, kein Blut noch irgendeinen Sinn,
sondern dass ich mir dies bloß einbildete.

Ich will hartnäckig in dieser Meditation ver-
harren, und wenn es dann auch nicht in mei-
ner Macht steht, etwas Wahres zu erkennen,
220 will ich wenigstens, soweit es an mir ist, mit
festem Geist mich hüten, etwas Falschem zu-
zustimmen, damit nicht jener Betrüger, sei
er noch so mächtig, noch so listig, irgend-
welchen Einfluss auf mich bekomme.

Aber dies Unternehmen ist mühevoll und ei-
225 ne gewisse Trägheit bringt mich zu den Le-
bensgewohnheiten zurück. Wenn ein Gefan-
gener, der etwa im Traum eine eingebildete
Freiheit genoss, nachher zu argwöhnen be-
ginnt, dass er schläft, fürchtet er das Erwa-
230 chen und hält bei schmeichlerischen Traum-
bildern lässig die Augen geschlossen; und
ich falle von selbst zurück zu den alten Mei-
nungen und fürchte aufzuwachen, damit
nicht auf die friedliche Ruhe ein beschwer-
235 liches Wachen folge, welches dann nicht in
einem Lichtschein, sondern in der undurch-
dringlichen Finsternis der nunmehr aufge-
rührten Schwierigkeiten verbracht werden
muss.

(René Descartes: *Meditationes de prima Philosophia*. Me-
ditationen über die Erste Philosophie. Lateinisch/Deutsch.
Übers. und hrsg. v. Gerhart Schmidt. Reclam Verlag: Stutt-
gart 1994, S. 63–75)

- 1 Sirenen und Satyrinken: Phantasiegestalten der griech. Sage; einmal halb Mädchen, halb Vogel, das andere Mal bocksgestaltige Waldgeister
- 2 Descartes meint hier mathematisch erfassbare Wirklichkeitsstrukturen.

- 1 Charakterisieren Sie Descartes' Zweifel und grenzen Sie ihn vom Zweifel im Alltag ab. Strukturieren Sie die erste Meditation, indem Sie die drei vom Zweifel erfassten Meinungsprinzipien und ihre gedankliche Progression herausarbeiten und das jeweils auf sie bezogene Zweifelsargument darstellen.
- 2 Prüfen Sie, ob mit den in Zweifel gezogenen Meinungsgrundsätzen alle alltäglichen Gewissheiten erschüttert sind, und bestimmen Sie im Anschluss daran die Situation des Philosophierenden am Schluss der ersten Meditation.
- 3 Klären Sie, wie nach Descartes' Gedankenführung die Situation des Meditierenden mit der des die Meditation Nachvollziehenden zusammenhängt.
- 4 Einer von Descartes' philosophischen Widersachern, der Philosoph und Naturforscher Petrus Gassendi (1592–1655), schrieb nach dem Studium der „Meditationen“ an den Verfasser, dass er an dessen persönlicher Existenz ohnehin nicht zweifeln würde. Beurteilen Sie diese Äußerung auf dem Hintergrund der vollzogenen Klärung.

Nachdem Descartes in der ersten Meditation alle vermeintlichen Gewissheiten einem radikalen und dabei methodisch fortschreitenden Zweifel ausgesetzt hat, sucht er im Folgenden nach einer unumstößlichen Gewissheit, die vom Zweifel nicht zerstört werden kann.

Zweite Meditation:

Über die Natur des menschlichen Geistes, dass er der Erkenntnis näher steht als der Körper.

5 Die gestrige Meditation hat mich in so mächtige Zweifel gestürzt, dass ich sie nicht mehr loswerden kann; und doch sehe ich keinen Weg zu ihrer Lösung. Mir ist, als wäre ich unversehens in einen tiefen Strudel geraten und würde so herumgewirbelt, dass ich auf dem Grund nicht Fuß fassen, aber auch nicht zur Oberfläche emporschwimmen kann. Doch ich will den Mut nicht sinken lassen und noch einmal denselben Weg versuchen, den ich gestern gegangen war; ich will also alles beseitigen, was auch nur den Schein eines Zweifels zulässt, genauso, als hätte ich es für gänzlich falsch erkannt; ich will vorwärtsdringen, bis ich etwas Gewisses erkenne, sollte es auch nur die Gewissheit sein, dass es nichts Gewisses gibt. Nur einen Punkt, der fest und unbeweglich sei, verlangte Archimedes,¹ um die ganze Erde von ihrer Stelle zu bewegen. Es eröffnet sich ebenfalls eine große Aussicht, wenn ich auch nur das Geringste finden werde, das gewiss und unerschütterlich ist.

10 Ich nehme also an, alles, was ich wahrnehme, sei falsch; ich glaube, dass nichts von alledem jemals existiert habe, was mir mein trügerisches Gedächtnis vorführt. Ich habe überhaupt keine Sinne; Körper, Gestalt, Ausdehnung, Bewegung und Ort sind Chimären. Was soll da noch wahr sein? Vielleicht dies

15 eine, dass es nichts Gewisses gibt. Aber woher weiß ich, dass es nicht noch etwas von allem bereits Angezweifelte Verschiedenes gibt, das auch nicht den geringsten Anlass zu einem Zweifel bietet? Gibt es nicht vielleicht

einen Gott, oder wie ich denjenigen sonst nennen soll, der mir diese Gedanken einflößt? Doch wozu soll ich dergleichen annehmen, da ich wohl auch selbst ihr Urheber sein könnte? So wäre aber doch wenigstens Ich etwas? Allein ich habe ja bereits gelehnet, dass ich irgendwelche Sinne und irgendeinen Körper habe.

Doch halt, was folgt denn hieraus? Bin ich denn so sehr an den Körper und die Sinne gebunden, dass ich nicht ohne sie sein könnte? Aber ich habe in mir die Annahme gefestigt, es gebe gar nichts in der Welt, keinen Himmel, keine Erde, keine Geister, keine Körper: Also bin doch auch ich nicht da? Nein, ganz gewiss war ich da, wenn ich mich von etwas überzeugt habe. Aber es gibt irgendeinen sehr mächtigen, sehr schlaunen Betrüger, der mit Absicht mich immer täuscht. Zweifellos bin also auch Ich, wenn er mich täuscht; mag er mich nun täuschen, soviel er kann, so wird er doch nie bewirken können, dass ich nicht sei, solange ich denke, ich sei etwas.

Nachdem ich so alles genug und übergenuge erwogen habe, muss ich schließlich festhalten, dass der Satz „Ich bin, Ich existiere“², so oft ich ihn ausspreche oder im Geiste auffasse, notwendig wahr sei.

(René Descartes: *Meditationes de prima Philosophia*. Meditationen über die Erste Philosophie. Lateinisch/Deutsch. Übers. und hrsg. v. Gerhart Schmidt. Reclam: Stuttgart 1994, S. 77–87)

1 Archimedes: griech. Mathematiker und Physiker (285–212 v. Chr.)

2 „Ich bin, ich existiere“: Im lateinischen Original lautet der Text „ego cogito, ego existo“. Die in diesem Zusammenhang häufig zitierte Formel „je pense, donc je suis“ (cogito, ergo sum) stammt aus einer früheren Schrift Descartes', dem „Discours de la Méthode“ (1637).

1 Machen Sie den besonderen Gewissheitsgrad der ersten von Descartes gefundenen Wahrheit deutlich. Wieso kann sie nicht in derselben Weise bezweifelt werden wie alles andere vermeintlich sichere Wissen?

